

# Das kosmische Grauen

Zum 80. Todestag des amerikanischen Horror-Autors H. P. Lovecraft erscheinen eine Biografie und eine Werkausgabe

VON MORITZ HONERT

Es ist viel Unsinn geschrieben worden über Howard Phillips Lovecraft. Nicht zuletzt von ihm selbst. Oder wie soll man es nennen, wenn ein Autor, der mit gerade mal vier Dutzend Kurzgeschichten und Novellen die Horrorkultur revolutionierte, dessen Texte heute in der Library of America neben Hemingway und Faulkner zu finden sind und der so unterschiedliche Schriftsteller wie Arno Schmidt und Stephen King prägte, seiner Autobiografie den Titel „Einige Anmerkungen zu einer Null“ verpasst?

Viele spätere Biografen trugen dieses Klischee gerne weiter: Der Publizist Franz Rottensteiner erklärte den Mann, der nicht nur gerne durch sein heimatliches Neu-England reiste, zum „Einsiedler von Providence“. Der Literaturkritiker Jörg Drews beschrieb ihn als „physischen Krüppel“, ein „seelisches Monstrum“, und übersah, dass sich Lovecraft zu Lebzeiten rege und freundschaftlich mit gleichgesinnten Amateurschriftstellern austauschte und ihren Dachverbänden sogar einige Jahre als Präsident vorstand.

ANZEIGE

**...v.Kloeden**  
empfehlenswert:

**Custavo Adolfo Bécquer**  
Legenda  
Unheimliche Geschichten aus Spanien

Spannende und lesenswerte Weltliteratur. Der „Hauff“ Spaniens.  
ISBN 978-3-920564-92-0 12,80 €

**Wielandstr.24**  
zwischen Ku'damm und Olivaer Pl.  
10:30 - 19:00 Uhr, samstags bis 16:00  
vonkloeden@web.de



Es greift um sich. Nicht nur Arno Schmidt und Umberto Eco, auch die Autoren der Serie „Stranger Things“ ließen sich von Lovecrafts Tentakelmonstern inspirieren.

Foto: promo

Jones aus den „Fluch der Karibik“-Filmen ist ein Wiedergänger jenes Zerrbilds eines „Tintenfisches, eines Drachen und der Karikatur eines Menschen“, wie Lovecraft es in der Geschichte „Cthulhu's Ruf“ von 1926 beschreibt. Bei den „Simpsons“ taucht das von Lovecraft erdachte Necromicon auf, das blasphemische Buch, dem der Schweizer Maler H.R. Giger einen Bilder- und der Komponist John Zorn einen Musikzyklus gewidmet hat. Anspielungen finden sich bei Batman und „Star Trek“, in den Liedern von Metallica und Tocotronic, bei Christian Kracht oder Umberto Eco.

Keine schlechte Leistung für einen Mann, der befand: „Mein Leben ist so still, so ereignislos und so unauffällig verlaufen, dass es, zu Papier gebracht, bestenfalls erbärmlich glanzlos und fade erscheinen muss.“ Zumindest dieser Satz ist nicht ganz so großer Unsinn, wie Band eins der jetzt erstmals auf Deutsch erschienenen monumentalen Biografie „H. P. Lovecraft – Leben und Werk“ zeigt.

Der amerikanische Literaturwissenschaftler S. T. Joshi rekapituliert darin auf mehr als 700 Seiten minutiös Lovecrafts Leben von seiner Geburt anno 1890 bis zur Hochzeit im Jahr 1924 und schöpft dafür vor allem aus dessen exorbitanter Korrespondenz. Geschätzte 80.000 Briefe soll Lovecraft zeit seines Lebens an Freunde wie den späteren „Psycho“-Autor Robert Bloch oder den Dichter Clark Ashton Smith geschrieben haben.

Joshi schildert den Autor als früh- und hochbegabten puritanischen Materialis-

ten, der lieber im 18. Jahrhundert geboren worden wäre, Eiscreme liebte, für strikte Rassentrennung eintrat, Mussolinis Machtübernahme guthieß und sich insgesamt mehr für Astronomisches als Amouröses interessierte: „Was ist denn so eine entzückende Nymphe? Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, ein oder zwei Schuss Phosphor und andere Elemente – die alle ihrer baldigen Auflösung entgegengehen. Was aber ist der Kosmos?“ Kein zwingend sympathischer Charakter, aber auch nicht bar einer herzerweichenden Tragik.

Akribisch notiert der Biograf, wann Lovecraft welches Buch gelesen, wo welchen Zug bestiegen, wem warum eine Schachtel Pralinen geschenkt hat. Joshi mag ein penibler Buchhalter sein, ein Geschichtenerzähler ist er nicht. Eine anekdotische Aufarbeitung seiner Forschungen, die er gerne in Ich-Form präsentiert, ist ihm fremd. Selbst private Szenen wirken so distanziert und lexikalisch.

Besonders die späteren Kapitel jedoch offenbaren aufschlussreiche Parallelen zwischen Autor und Werk. Eine Geschichte wie „Das Ding auf der Schwelle“ liest man anders, wenn man weiß, dass sie nicht nur von Körpertausch und der Gier nach Unsterblichkeit handelt, sondern dass der Autor darin den Tod und die erstickende Präsenz seiner Mutter in seinem Leben spiegelt. Der zweite und abschließende Band, der Lovecrafts kreativste Phase behandelt, folgt im August 2018.

Wie nicht nur persönliche Erfahrungen, sondern auch Erfindungen, Entde-

kungen und die Kunst seiner Zeit Lovecrafts Werk prägen, zeigt nun die ebenfalls zum 80. Todestag erschienene kommentierte Werkausgabe.

Die Geschichten des Autors, die stets das „kosmische Grauen“, also den Schock über die Bedeutungslosigkeit des Menschen angesichts eines unendlichen Kosmos thematisieren, entstanden in einer Zeit, in der Relativitätstheorie und Quantenphysik die Naturwissenschaften revolutionierten. Lovecrafts gewaltige Monster zerstören das Bild vom Menschen als Krone der Schöpfung, wie es parallel die Physik tut. Das Ergebnis: ein Kosmos, in dem, wie es Michel Houellebecq in seinem Lovecraft-Essay „Gegen die Welt, gegen das Leben“ schreibt, das Leben keine Bedeutung mehr hat. „Der Tod aber auch nicht.“

Der amerikanische Herausgeber der Werkausgabe, Leslie S. Klinger, hat 22 Geschichten mit Farbfotos von Gebäuden, Gemälden und technischem Gerät, Manuskriptseiten und rot abgesetzten, aufschlussreichen Verweisen auf Mythologie, Geografie und Historie versehen. In der deutschen Fassung, die zudem auf dünnerem Papier gedruckt wurde als das Original, fehlen davon allerdings einige.

Auch die Auswahl der Texte, bei denen es sich um die von S. T. Joshi rekonstruierten Fassungen handelt, ist streitbar. Durch den Fokus auf jene, die im Zusammenhang mit der nach Lovecrafts Heimat Providence entworfenen Stadt Arkham stehen, finden mittelmäßige Werke wie „Herbert West, Wiedererwecker“ Einzug, wichti-

gere wie „Pickmans Modell“ oder „Die Ratten im Gemäuer“ aber bleiben außen vor.

Wie aktuell Lovecrafts Geschichten sind, unterstreicht Alan Moore noch mal in seinem Vorwort, in dem er wesentlich pauschaler mit Lovecrafts rassistischen Tendenzen ins Gericht geht als Joshi. Seine Phobien seien eben nicht die eines „Einsiedlers“ oder „Monstrums“. Seine Ängste sind die eines „perfekten Durchschnittsmenschen“ – also die unseren. Wer würde angesichts der Milliarden-Selfies auf Facebook und einem steten Strom an Castingshows behaupten wollen, die Angst vor der Bedeutungslosigkeit des Seins wäre inzwischen gebannt...

Die Konfrontation mit dem Schrecken hat für Lovecrafts Protagonisten stets eine unausweichliche Folge: den Wahnsinn. Lovecraft sah, schreibt Moore, „eine Menschheit, die von ihrem exponentiell wachsenden Wissen über sich selbst und das unermessliche und fremdartige Universum, das sie umgibt, überwältigt wird und sich in den scheinbar sicheren Schatten eines neuen dunklen Zeitalters flüchtet“.

Eine Schreckensvision, die heute, da wir an der Schwelle eines postfaktischen Zeitalters stehen, vielleicht näher an der Realität ist, als sie es jemals war.

— S. T. Joshi: *H. P. Lovecraft – Leben und Werk*. Übersetzt von Andreas Fliedner, Golkonda, Berlin 2017. 750 Seiten, 39,90 €.

— H. P. Lovecraft: *Das Werk*. Hrsg. von Leslie S. Klinger, übersetzt von Andreas Fliedner und Alexander Pechmann. Fischer TOR, Frankfurt/Main 2017. 912 S., 68 €.

Literatur BETRIEB

## Pracht schlägt Prosa

GERRIT BARTELS über die Probleme der Literatur mit Venedig

Als ordentlicher Bildungsbürger hat man auf Reisen stets genug Literatur im Gepäck. Am besten noch solche, die aus dem jeweiligen Reiseland kommt oder dort angesiedelt ist. Wer häufiger nach Venedig fährt, liest also irgendwann Goethes „Italienische Reise“, insbesondere die Einträge zu seinem venezianischen Aufenthalt im Herbst 1786, die er erst 1816 und 1817 publizierte. Es fängt verheißungsvoll an mit seinem Bekenntnis, so lange bleiben zu wollen, „bis ich mich am Bilde dieser Stadt satt gesehen habe“, ist aber im Fortlauf nicht über die Maßen aufregend. Was Goethe gleich früh entschuldigt, weil von „Venedig schon viel erzählt und gedruckt“ worden sei, solcherart, „daß ich mit Beschreibung nicht umständlich sein will, ich sage nur, wie es mir entgegenkommt“.

Goethe schreibt über den Dreck in den Straßen, geht ins Theater, bewundert die Bauten Palladios oder Bilder von Tizian und Veronese und kommt dabei auf Gedanken wie diese: „Es ist offenbar, daß sich das Auge nach den Gegenständen bildet, die es von Jugend auf erblickt, und so muß der venezianische Maler alles klarer und heiterer sehn als andere Menschen. Wir, die wir auf einem bald schmutzkotigen, bald staubigen, farblosen, die Widerscheine verdüsternden Boden und vielleicht gar in engen Gemächern leben, können einen solchen Frohblick aus uns selbst nicht entwickeln.“ Ob uns das heute noch so geht? Zumal Goethes Beschreibungen der Stadt wenig elektrisieren.

Bei der Lektüre, eben gerade während eines Besuchs der Lagunenstadt, fragt man sich, wozu dieses begleitende Venedig-Lesen mit den Augen der anderen gut sein soll? Kann die Lektüre die Erwartungen nicht sowieso nie erfüllen? Und welche Erwartungen eigentlich? Dass man die Stadt besser durchdringt? Mit Reisebeschreibungen und Romanen von Autoren und Autorinnen, die ja oft selbst nur ein paar Wochen Venedig bereist haben? Auffallend ist, auch wenn es sich hier nur



Gerrit Bartels berichtet an dieser Stelle regelmäßig über den Literaturbetrieb. Nächste Woche: Peter von Becker über literarische Fundstücke

um eine Stichprobe handelt, dass es selten die besten Bücher aus bestimmten Werken sind, in denen Venedig eine Rolle spielt. Man denke an Thomas Manns Novelle „Tod in Venedig“, in der sich ein alternder Schriftsteller in einen polnischen Jungen verguckt, in einem Hotel am Lido. Mal abgesehen von dem zweifelhaften Thema macht allein der hochgestochene, bildungshuberische Ton dieses Buch alles andere als zu einem Vergnügen.

Oder an Ernest Hemingways Roman „Über den Fluss und in die Wälder“, der sich hauptsächlich im Gritti Palace Hotel am Eingang des großen Kanals gegenüber der Basilika Santa Maria della Salute abspielt. Ein über 50-jähriger Kriegsheld erklärt seiner 19-jährigen Geliebten, seiner „neugierigen Schönen“, weniger die Welt als das, was er im Krieg erlebt hat, wehmütig und nur vordergründig distanziert: „Aber man kriegt seine Befehle und hat sie auszuführen.“ Venedig mag darin noch so oft als „die beste Stadt der Welt“ gefeiert, der Markt in seinen schillernden Farben gezeichnet werden: Dieser Roman, sein Stoff und seine Dialoge sind schwer erträglich, der hat seine Zeit gehabt, anders als mancher andere, heute noch außergewöhnlich gut wirkende Hemingway-Roman. Auch Louis Beigleys „Tod in Venedig“-Romanvariation „Mistlers Abschied“ ist zumindest im Zusammenhang mit Venedig nicht der Weisheit letzter Schluss, schon gar nicht das oberflächliche, mitunter peinliche Büchlein, das Begley mit seiner Frau Anka Muhlstein verfasst hat, „Venedig unter vier Augen“.

Henry James ließ zwar ganz in der Spur Goethes wissen, über Venedig sei „nichts Neues mehr zu sagen, doch das Alte, was man sagen kann, ist besser als alle Neuigkeiten der Welt“. Trotzdem scheint es, bei aller Faszination, die die Stadt auf Autoren von Proust bis Hofmannsthal, von Mark Twain bis Nietzsche und all die anderen ausübte: Gegen Venedigs Pracht, Schönheit und Schätze scheint die Prosa machtlos (gewesen) zu sein. Goethe reiste dann 1786 wieder „gern“ von dannen – selbst wenn er ein paar Jahre später noch ein zweites Mal, das aber eher widerwillig, kommen sollte. Ihm war sowieso „nicht etwa zumute, als wenn ich die Sachen zum erstenmal sähe, sondern als ob ich sie wiedersähe.“

## Die Ehe kann nur Theater sein

John Burnside erzählt in seinem neuen Roman „Ashland & Vine“ die Geschichte einer Genesung

Der schottische Schriftsteller John Burnside ist hierzulande längst kein Geheimtipp mehr. Seine bildstarke Lyrik wird gerühmt, und viele Leser wurden in den Bann gezogen von seinen dunklen autobiografischen Konfessionen, insbesondere „Lügen über meinen Vater“. Darin schildert er die hassgeladene Beziehung zu seinem tyrannischen Trinker-Vater, der doch auch ein Spiegel der eigenen Existenz ist. Sucht, Psychose, Verbrechen, Altraumwelten, in deren Abgründen Menschen verschwinden – das sind die bisweilen an die Filme von David Lynch erinnernden Grundmotive von Burnside's Werken. Sie kehren wieder im neuen Roman „Ashland & Vine“, auch wenn es hier zugleich um die Geschichte einer Genesung geht.

Hauptfigur und Ich-Erzähler ist die Filmstudentin Kate Lambert. Trauer und exzessives Trinken bestimmen ihre Tage, seit ihr Vater gestorben ist. Sie lebt mit dem genialischen Stipendiaten, experimentellen Kurzfilmemacher und „anthropologischen Provokateur“ Laurits in der fiktiven US-Provinzstadt Scarsville. Beide verfolgen ein Interviewprojekt, das Laurits nächstem Film dienen soll. Kate klopft bei wildfremden Menschen an, um sie mit offensiven Fragen zum Erzählen ihrer Lebensgeschichten zu bringen. Zugeschlagene Türen und spöttische Bemerkungen sind meist die Reaktion. Aber dann lernt sie auf ihrer Tour Jean Culver kennen und ist fasziniert. Die alte Frau lebt allein in einem Haus mit großem Garten, hackt Holz und gibt sich resolut und

lebensphilosophisch. Als Fürsprecherin des einfachen Lebens wäre sie für Kate die ideale Interviewpartnerin. Auch Jean fühlt sich zu der Filmstudentin hingezogen, sie erkennt in ihr sogleich eine verwandte und problembeladene Seele und beginnt eine trickreiche Therapie. Eine Wette wird geschlossen: Nur wenn Kate völlig auf Alkohol verzichtet, bekommt sie Jeans Lebensgeschichte; eine Art Scheherazade-Konstellation. „Geschichten im Tausch für nüchterne Tage“. Kate entzieht – und steht eine Woche voller Alpträume durch. Dann beginnt die alte Frau zu erzählen, zunächst von ihrer Kindheit in Alabama. Schnell kommt sie auf das familiäre Trauma zu sprechen, für das der Titel „Ashland & Vine“ steht. Ihr Vater, ein Anwalt, wurde in einem verrufenen Viertel von Scarsville an der Straßenecke Ashland und Vine erschossen; ihr Bruder Jeremy hat den Mord beobachtet. Auch von persönlichen Enttäuschungen erzählt Jean, etwa von ihrer Freundin Lee, der Liebe ihres Lebens, die schließlich doch einen Mann heiratete und eine Familie gründete. Wenig Gutes hat sie auch über Gloria, die Ehefrau von Jeremy, zu sagen, und von Jeremys und Glorias Kindern berichtet Jean ebenfalls, vor allem von ihrer Nichte Jennifer, die sich in den Sechzigern politisch radikalisierte, in den Bankkreis der militanten Untergrundorganisation der Weathermen geriet und den Kontakt zur Familie abbrach.

Diese Geschichte erinnert an das Tochter-Drama von Philip Roths Roman „Amerikanisches Idyll“. Der Vergleich mit der

ANZEIGE

Jetzt jedes Buch  
versandkostenfrei  
bestellen!

Bestellhotline: (030) 290 21-520

SHOP  
TAGESSPIEGEL

www.tagesspiegel.de/shop  
Askaniischer Platz 3, 10963 Berlin  
Mo. – Fr. von 9.00 bis 18.00 Uhr  
Mit eigenem Kundenparkplatz!

eindringlicheren Darstellung Roths wird die Frage auf, warum der Schotte Burnside dieses Mal unbedingt auf einen „großen amerikanischen Roman“ zielt. Ein reales Schottland hätte dem Buch womöglich bessergetan als ein durch Filme, Bücher und Popkultur vermitteltes Amerika.

Indes genießt man Burnside's Beschreibungskunst: Orte und Atmosphären, Natureindrücke und Wetterlagen; der Vorgesmack des Herbstes im klammen Licht eines Spätsommertags. Burnside verleiht dem Unscheinbaren Hintergründigkeit, er ist ein Meister des metaphysischen Realismus. Zur sensiblen Wahrnehmung

kommt die Fähigkeit zur pointierten Reflexion, auch seiner Figuren. Sie findet ihre Zuspitzung in originellen Bildern und Metaphern, etwa wenn Jean ihre Meinung über die Ehe mitteilt: „Ich kann mir nicht helfen, aber für mich ist die Ehe ein absurder Versuch gegenseitiger, nein, gemeinsamer Selbsttäuschung. Mir kommt sie wie ein Kostümpferd vor: zwei in unmöglicher Stellung vereinte Menschen, die sich als ein Wesen ausgeben, und alle Welt tut, als sei dies Theater ein voller Erfolg.“

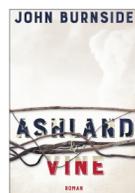
Solche gewitzten Passagen täuschen aber nicht über die Schwächen des Romans hinweg. Die Rahmenhandlung mit Laurits wirkt allzu konstruiert. Zudem wird dem Leser entscheidendes Wissen vorenthalten – warum wird Jeans Vater erschossen, warum Laurits erstickt? Mag sein, dass Burnside diese Hintergründe bewusst im Unschärfe belässt, weil es ihm nicht auf einen logischen Thriller-Plot ankommt, sondern darauf, das Abgründige und Böse ahnbar werden zu lassen. Zentrale Situationen, die deutlicher auserzählt werden, wirken dagegen wie plakative Geschichtsektionen – etwa dass Jeremy ein weiteres psychisches Trauma erleidet, weil er als US-Soldat in Frankreich 1944 Zeuge eines Massakers der SS wird.

In Kates Gesprächen mit Laurits geht es auch um Erzähltheorie. Das „Narrative“ ist einer seiner Lieblingsbegriffe; er versteht unter diesem gegenwärtig so strapazierten Wort aber nicht sinnstiftende Motive oder das konventionelle, auf

die Handlung fixierte Erzählen, sondern Atmosphärisches, Stimmungen, Texturen. Im Gegensatz zu diesen Postulaten steht die konventionelle Darbietung der Jean-Culver-Handlung. Die alte Frau erzählt Familiengeschichte wie zu Großmutter's Zeiten und gibt Wahrnehmungsdetails wieder, die in dieser vermittelten Redesituation unglaublich wirken. Burnside lässt auch Kate darüber staunen, was die Sache nicht plausibler macht: „Jean erzählte aus der Erinnerung mit einer geradezu dokumentarischen Präzision, so als wären die Details irgendwo im Hinterstübchen ihres Hirns eingraviert.“

Die präzisen Details sind beeindruckend, das Hinterstübchenhafte ihrer Darbietung weniger. So hinterlässt „Ashland & Vine“ gemischte Eindrücke: ein großer Schriftsteller, der in leuchtenden Bildern Kates Heilung von Alkohol, Drogen und Selbstbetrug beschreibt und das Glück ihres neuen, vom alltäglichen Dasein erfüllten Lebens vermittelt. Und ein Roman, dessen Konzeption nicht überzeugt.

WOLFGANG SCHNEIDER



— Ashland & Vineland. Roman. Aus dem Englischen von Bernhard Robben. Knaus Verlag, München 2017. 416 Seiten, 24 €.